

delt. Kapitel 3 (Die Leucorea im Jahrhundert der Aufklärung, S. 193-263) beginnt mit dem Übergang des sächsischen Kurfürsten Friedrich August I. (1670–1733) zum katholischen Bekenntnis und seiner Wahl zum polnischen König sowie mit der Feier 1702 zum Gründungsjubiläum der Universität. Intensiv wird auf die Rezeption der Aufklärung an der Leucorea eingegangen. Auch im 18. Jahrhundert stellte ein Krieg – der Siebenjährige Krieg – eine einschneidende Zäsur für die Leucorea dar. Das vierte Hauptkapitel (Das Ende der Leucorea, S. 265-289) ist das kürzeste. Es setzt ein mit der dritten Jahrhundertfeier 1802, befasst sich mit dem Niedergang der Universität infolge der Napoleonischen Kriege und geht intensiv auf die Vereinigung mit der Halenser Universität sowie auf die im Vorfeld geführten Diskussionen zu Alternativen ein. Im Epilog (S. 291-300) gibt Lück nochmals eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Entwicklungslinien an der Gesamtkorporation sowie an den einzelnen Fakultäten und nimmt eine Einbindung der Leucorea in die mitteleuropäische „Bildungslandschaft“ vor. Abgerundet wird der Band durch ein Titelverzeichnis der vor 1818 erschienenen und erwähnten Drucke (S. 303-314), das einen wertvollen Überblick über Schriften Wittenberger Gelehrter bietet, sowie ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 315-349), welches den aktuellen interdisziplinären Forschungsstand zur Wittenberger Universitätsgeschichte gebündelt vorweist. Außerdem erleichtern ein Abkürzungs- und Siglenverzeichnis (S. 350 f.), ein Personenregister (S. 352-360), ein Register der geografischen Bezeichnungen (S. 361-364) sowie das Abbildungsverzeichnis (S. 364-366) die Arbeit mit dem Band.

Das vorliegende Buch bietet einen wissenschaftlich fundierten, auf dem aktuellen Forschungsstand fußenden, umfassenden Überblick über die Geschichte der Universität Wittenberg während der Zeit ihres Bestehens in den drei Jahrhunderten von 1502 bis 1817. Es birgt für Wissenschaftler ebenso grundlegende Erkenntnisse wie für den interessierten Laien. Die Lektüre des Buches ist ein Vergnügen und wird durch die vielen Abbildungen noch anschaulicher gemacht. Der Band stellt ein unverzichtbares Grundlagenwerk für weitere universitätsgeschichtliche Forschungen dar, das künftig jeder, der sich mit der Geschichte der Wittenberger Universität befasst, nutzen wird.

Leipzig

Ulrike Ludwig

**DANIEL BOHNERT/MARKUS WRIEDT, *Theologiae Alumni Vitebergenses (TAV)*.** Die graduierten Absolventen der Wittenberger Theologischen Fakultät (1502–1648) (Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie, Bd. 38), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2020. – 1 157 S., 12 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-374-06672-9, Preis: 198,00 €).

Anders als das Universitätsjubiläum von 2002 hat das Reformationsjubiläum von 2017 der Erforschung der älteren Wittenberger Universitätsgeschichte kräftige Impulse verliehen. Davon profitieren insbesondere auch unverzichtbare personengeschichtliche Dokumentationen und alle damit verbundenen Forschungszugänge. Die Universitätsmatrikel für die Jahre 1502 bis 1648 steht inzwischen als relationale Datenbank „in progress“ im Internet zur Verfügung (Corpus inceptorum Vitebergense, online abrufbar unter: <http://www.civ-online.org>). Für die fortlaufend darin zu ergänzenden Daten der Graduierungen sind jeweils spezielle Studien vorgesehen, von denen mit dem vorliegenden Buch über die höheren theologischen Graduierungen nun die erste erschienen ist. Die sehr umfangreiche Publikation geht allerdings über dokumentarische Zwecke weit hinaus. Die Autoren begreifen „Wittenberg als Gravitationszentrum von Humanismus und Reformation“, als „geistig-wissenschaftliche Drehscheibe“, und

fragen, „ob und inwieweit [...] das Personenkollektiv der graduierten Absolventen als Multiplikatoren von an der Leucorea erworbenen Wissensbeständen“ (S. 28) diene. Ihr Ziel ist es, die „quantitativen und qualitativen Dimensionen der Diffusion und Distribution der Wittenberger Theologie in die Territorien und Städte des Heiligen Römischen Reiches sowie darüber hinaus erstmals abzubilden“ (S. 27). Dementsprechend bietet ihr Buch (I) nicht nur eine totale biografische Erfassung, sondern (II) auch eine theologiegeschichtliche Einzel- und Kollektivanalyse sowie (III) sozial- und institutionengeschichtlich orientierte kollektivbiografische Untersuchungen zu den 165 im Zeitraum von 1502 bis 1648 von der Wittenberger theologischen Fakultät zum Lizentiaten und/oder Doktor promovierten Personen. Monografische universitätsgeschichtliche Studien von vergleichbarer methodischer und thematischer Vielfalt, obwohl oft und zu Recht gefordert, wird man lange suchen müssen, vermutlich sogar vergeblich. Ist die angestrebte „Verbindung von sozial- und kultur- sowie kirchen- und theologiegeschichtlichen Ansätzen und Arbeitsweisen“ (S. 28), von qualitativen und quantitativen Befunden, gelungen?

Kern- und sicher auch Glanzstück des Werkes sind die (I) Biografien samt den jeweils angehängten theologischen Einzelprofilen (S. 139-1107). Mit 969 Seiten machen sie 88 Prozent des gesamten Seitenumfanges aus (abzüglich Vorwort, Inhaltsverzeichnis und Personenregister). Die einzelnen Biogramme sind auf der Basis sowohl der jeweils in beeindruckender Fülle herangezogenen zeitgenössischen als auch neueren Literatur sowie wichtiger biografischer Quellen wie etwa Leichenpredigten hervorragend recherchiert, sprachlich glänzend präsentiert und kommen gewiss sehr nahe an das Optimum dessen heran, was überhaupt im Rahmen solcher wissenschaftlicher Sammelbiografien möglich ist, wenn sie es nicht sogar darstellen. Die (II) auf der Grundlage der theologischen Einzelprofile im Sinne einer „Differenzkriteriologie der Theologie des konfessionellen Luthertums“ (S. 28 f.) vorgenommene kurze, gleichwohl sehr konzise wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung (S. 123-138) besteht aus einer Unterscheidung der von den Graduierten hervorgebrachten Schriften nach Gattungen, bei denen theologische Lehrbücher, didaktisch und methodologische Grundlagenwerke überwiegen, sowie einer scharfen theologiegeschichtlichen Analyse. Die Autoren kennzeichnen die Etablierung der neuen lutherischen Theologie als handlungsorientierten symbiotischen Prozess von Wissensproduktion und Wissensvermittlung und wollen die Dekonstruktion der Meistererzählung von der Verstarung und dem Verfall lutherischer Frömmigkeit im Zeichen der Orthodoxie vorantreiben. Ob und in welchem Maße das gelungen ist, bedarf einer Beurteilung aus berufenerer Feder. Jedenfalls ist der methodische Ansatz, die traditionsgemäß eher individualisierte Wissenschaftsgeschichte durch Kollektivanalysen auf objektivierbare Grundlagen zu stellen, sehr einleuchtend. Gleichwohl finden Quantifizierungen in diesem Abschnitt nicht statt.

Diese sind ganz den (III) kollektivbiografischen Untersuchungen (S. 53-121) vorbehalten, die auf der Basis der Biogramme die räumlich-geografische sowie die sozial-familiäre Herkunft, die Schul- und Universitätsbesuche sowie die Wirkungsorte und Tätigkeitsfelder der Graduierten umfassen. Das zu diesen ausgewählten kollektivbiografischen Merkmalen in Form von Tabellen aufbereitete statistische Material wird narrativ dokumentiert, kommentiert und bewertet. Zudem werden etwa dem allgemeinen Stipendienwesen und der Ordination eigene Unterkapitel gewidmet, die zweifellos instruktiv und lesenswert sind, wenngleich die Verfasser etwa im letzteren Fall selbst konstatieren, dass „ein unmittelbarer Zusammenhang von theologischer Doktorpromotion und Ordination in Wittenberg [...] nicht nachweisbar“ ist (S. 97). Aus der Fülle zahlreicher wichtiger Einzelbeobachtungen zur Graduierung selbst verdient herausgegriffen zu werden, dass die Zahl der theologischen Graduierungen – absolut gesehen überall sehr gering – in Wittenberg etwas größer war als an vergleichbaren

Universitäten dieses Zeitraums. Erklärt wird das wohl zu Recht zum einen mit dem Prestige Wittenbergs als Keimzelle der Reformation sowie dem Renommee Luthers und Melanchthons, zum anderen mit dem sehr interessanten und in diesem Ausmaß in der Forschung noch wenig bekannten Umstand, dass die Finanzierung der gerade in den theologischen Fakultäten sehr hohen Promotionskosten auffallend oft aus Kassen späterer Dienstherren erfolgte, die sich einen Wittenberger theologischen Doktor leisten wollten. Leider wird dieses wichtige Phänomen aber nicht quantifiziert, wie überhaupt grundlegende quantitative Untersuchungen – etwa die Häufigkeit der Promotionen im Zeitverlauf (Promotionsfrequenz), deren Spiegelung an der Immatrikulationsfrequenz oder auch zum Alter der Graduierten zum Zeitpunkt ihrer Graduierung – leider und zum Schaden differenzierterer Wertungen nicht angestellt werden. Damit sind von vornherein alle Möglichkeiten quantitativer Verlaufsanalysen für den immerhin knapp einhundertfünfzigjährigen Untersuchungszeitraum ausgeblendet. Die einzige Zäsur, die gesetzt wird, ist die Einführung des Konkordienbuchs 1580, die ebenfalls in einem eigenen Unterkapitel behandelt wird (S. 61-64). In den dargebotenen Zahlen schlägt sich diese Zäsur aber überhaupt nicht nieder. Im Übrigen ist es sehr irritierend zu lesen, dass zwischen 1560 und 1580 keine „akademischen Gradverleihungen vorgenommen“ worden seien (S. 64), obwohl den Biogrammen zufolge in diesem Zeitraum dreizehn theologische Promotionen erfolgten (1570: 12, 1574: 1).

Grundsätzlich haben die gebotenen kollektivbiografischen Untersuchungen mehr affirmativen als explorativen Charakter. In diesem Sinne heißt es einleitend, dass mit ihrer Hilfe Prozesse aktiver „Wissensdistribution“ und allgemeiner „Wissensdiffusion“ „in ihren quantitativen Dimensionen nachgezeichnet werden“ (S. 43) sollen. Insgesamt durchziehen diese Ausführungen das Bemühen, die in theologie- und kirchengeschichtlichen Kontexten ermittelten qualitativen Befunde auch in den kollektivbiografischen Quantitäten wiederzufinden und zahlenmäßig nachzuweisen, was als Ergebnis bereits vor den entsprechenden Untersuchungen formuliert wird (und ganz sicher auch für viele nichtgraduierte Wittenberger Theologiestudenten gilt): „Die im Sinne der Wittenberger Universitätstheologie tätigen graduierten Absolventen tragen sodann maßgeblich zur Annahme der Reformation in ihren Wirkungsarten und Tätigkeitsfeldern bei“ (S. 48). Dieser Nachweis gelingt aber nur sehr bedingt. Zum Beispiel wirkten 60 Prozent der Graduierten im mitteldeutschen Raum, also im regionalen Umfeld Wittenbergs, davon 26 Prozent in Wittenberg selbst. Überregional erfolgt eine Ausstrahlung fast ausschließlich in den Norden und Nordosten. Praktisch gar nicht vertreten sind Gebiete im übrigen deutschsprachigen evangelisch geprägten Raum, das Baltikum oder etwa auch Ostmitteleuropa. Im Untersuchungszeitraum haben sich circa 1 600 ungarländische Studenten in Wittenberg immatrikuliert. Wittenberg war mit sehr großem Abstand zu anderen Universitäten im Reich Ausbildungsstätte für evangelische Theologen und Lehrer in Ungarn. Laut Herkunftstabelle (und S. 68) stammt aber nur einer der Graduierten, nämlich Simon Musaeus (1521–1576), aus Ungarn, der sich allerdings seinem Biogramm zufolge als Brandenburger entpuppt (S. 378). Keiner der Graduierten war in Ungarn tätig. Der überragende Wittenberger Einfluss auf Religion und Gesellschaft in Ungarn und somit auf Ostmitteleuropa bildet sich in den Graduiertendaten somit nicht nur wenig, sondern überhaupt nicht ab. Ein ergebnisoffenes Urteil über die „quantitativen [...] Dimensionen der Diffusion und Distribution der Wittenberger Theologie“ (S. 27) hätte lauten müssen, dass die über die Profildaten messbare Ausstrahlung der Graduierten deutlich geringer ist als die der Theologiestudenten insgesamt.

Natürlich gibt es kollektivbiografische Merkmale, die die sehr kleine Gruppe der Graduierten von der riesigen Gruppe der nichtgraduierten Theologiestudenten unterscheiden. Neben der Tatsache der Graduierung selbst ist das der in vielen Fällen

beachtliche Karriereweg, der durch die Biogramme sehr gut nachvollziehbar ist und dessen Spezifika in den Untersuchungen auch erörtert werden. Quantitativ erfasst wird aber nur die Tätigkeit *nach*, jedoch nicht die berufliche Tätigkeit *vor* der Graduierung. Dadurch bleibt die entscheidende Frage offen, ob die Graduierten, beziehungsweise ein größerer Teil von ihnen, in höhere akademische oder kirchlich-administrative Positionen aufrücken, *weil* sie graduiert sind, oder ob die Graduierung ihren bereits aus anderen Gründen erfolgten Aufstieg gleichsam nur noch besiegelt hat. Beim Blättern durch die Biogramme begegnet man beiden Varianten und natürlich zahlreichen Mischformen. Eine quantitative Möglichkeit, der Lösung dieser wichtigen Frage etwas näher zu kommen, wäre zum Beispiel auch die leider nicht angestellte Untersuchung des Alters zum Zeitpunkt der Promotion. Dass etwa nach Berechnungen des Rezensenten beinahe ein Drittel der Graduierten erst in einem Alter von über vierzig Jahren promoviert worden ist, scheint jedenfalls für die Klärung dieses Problems nicht ganz unwichtig zu sein.

Konsequenter Quantifizierung hätte auch Zugänge zu einem Problem legen können, das ebenfalls ungelöst bleibt, nämlich warum sich ein Teil der Graduierten mit dem Titel eines Lizentiaten begnügte, der zutreffend auf die „licentia[m] promovendi in Theologia“ (S. 121) zurückgeführt wird, ein anderer Teil zusätzlich zum Doktor promoviert wurde und viele ohne vorgeschaltetes Lizentiat gleich den Dokortitel erhielten. Dieses tief in den institutionengeschichtlichen Kern des frühneuzeitlichen Promotionswesens führende Problem kann hier nicht näher erläutert werden. Es hängt jedenfalls mit den enormen Kosten der Promotionsakte sowie dem zeitlichen Auseinanderfallen von Prüfungen und Promotionsakten zusammen, die auch im vorliegenden Fall erst stattfinden konnten, wenn sich mehrere Kandidaten fanden, die dann die Kosten gemeinsam bestritten. Die in den Biogrammen steckenden Daten bieten hervorragende Möglichkeiten, die Promotionsakte zu identifizieren und Motive sowie Hintergründe der verschiedenen Graduierungsvarianten zu entschlüsseln. Aber dazu hätten diese Zusammenhänge an sich erst einmal erkannt werden müssen.

Wenn quantitative Untersuchungen entscheidende Quantifizierungen nicht vornehmen und so angelegt werden, dass sie lediglich dazu dienen, aus anderen Kontexten gewonnene Erkenntnisse zahlenmäßig abzustützen, können sie nicht mehr eine ihrer wichtigsten Funktionen erfüllen, nämlich qualitative Befunde zu hinterfragen und Irrwege zu versperren. In der abschließenden nur knapp zweiseitigen Zusammenfassung der kollektivbiografischen Untersuchungen, in der eine Seite der Widerlegung der „Territorialisierungsthese“ gewidmet wird (von der aber niemand behauptet, dass sie für Wittenberg zutrifft), lautet das entscheidende Fazit: Das „theologische Graduierungswesen“ sei als „Instrument einer Professionalisierung der theologischen Studien insgesamt“ zu betrachten. Der von der Studienordnung geforderte „cursus“ mit der Magisterpromotion in der philosophischen und anschließendem Graderwerb in der theologischen Fakultät habe „im 16. und 17. Jahrhundert zunehmend an Bedeutung“ gewonnen (S. 120). Diese These ist schon angesichts der sehr geringen Zahl von 165 Graduierten, die gerade einmal 0,26 Prozent der rund 64 000 Immatrikulierten betragen, und des teilweise recht hohen Alters der Graduierten kaum haltbar. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Der insbesondere von Melancthon propagierte und in den Studienordnungen festgeschriebene „ordo studiorum“ erodierte schon im Laufe des 16. Jahrhunderts (dazu gibt es Literatur). Die zitierte These entstammt offenbar der unkritischen Lektüre der normativen Ordnung, die mindestens in diesem Punkt nicht, wie es an anderer Stelle heißt, „vielfach als Abbild der seit langem an der Leucorea gepflegten Praxis zu betrachten sein dürfte“ (S. 89 f.). Darin liegt ja gerade einer der vielen Vorzüge ergebnisoffener quantitativer Untersuchungen, dass sie nämlich helfen, das grundsätzlich problematische Verhältnis von Norm und Praxis aufzulösen.

Das leistet in diesem Fall schon die einfache Promotionsfrequenz, die unbedingt hätte erhoben werden sollen. Die Frequenzkurve befindet sich im ganzen Untersuchungszeitraum auf einem gleichbleibenden Niveau von durchschnittlich wenig mehr als einer Graduierung pro Jahr. Sie steigt nicht. Völlig widerlegt wird die These einer zunehmenden Durchsetzung des „ordo studiorum“ durch theologische Graduierungen, wenn man die Promotionsfrequenz mit der Immatrikulationsfrequenz ins Verhältnis setzt: Auf 1 000 Immatrikulationen fallen in den Jahren 1502 bis 1540 circa 5,3 Graduierungen, in den Jahren 1541 bis 1630 sind es nur noch 1,9.

Die kollektivbiografische ist eine quantitative Methode, mit der aus der singulären Betrachtung heraus nicht erreichbare Ergebnisse durch eine kombinierende Untersuchung von Quantitäten erzielt werden können. Solche Analysen, also etwa die verknüpfende Betrachtung von sozialer und regionaler Herkunft, von Alterskohorten und Karrieren, werden leider nicht angestellt. Besonders schade ist es, dass sie an der konzeptionellen Schnittstelle des Buches, nämlich an Punkten, an denen sich Wissenschaftsgeschichte auf der einen und Institutionen- und Sozialgeschichte auf der anderen Seite begegnen, nicht stattfinden. Ein zentraler Anknüpfungspunkt in dieser Hinsicht hätte sich etwa aus der simplen Berechnung ergeben können, dass bei circa 40 Prozent der Graduierten eine theologische Profilbildung im Sinne einer „Differenzkriteriologie der Theologie des konfessionellen Luthertums“ (S. 28 f.) nicht möglich war, entweder und anfangs weil Graduierungen und Schaffensperioden in Zeiten lagen, in denen es noch gar keine lutherische Theologie gab, weil sich Graduierte dieser nicht angeschlossen haben oder und zum allergrößten Teil, weil Graduierte keine oder zu wenige Schriften hinterlassen haben. Unterscheiden sich die kollektiven Profile dieser literarisch inaktiven Graduierten von denen, die tatsächlich auch literarisch als „Multiplikatoren von an der Leucorea erworbenen Wissensbeständen“ (S. 28) wirkten? Wenn ja, in welcher Weise? Kann man überhaupt zu belastbaren Aussagen über die „theologische Prägekraft der graduierten Absolventen“ (S. 49) gelangen, wenn man obige Berechnung noch nicht einmal anstellt?

Die relativ hohe Ausfallquote theologischer Profile verweist aber noch auf eine andere Problematik dieses Buches, nämlich auf eine Art konzeptionelle Sollbruchstelle, die im Allgemeinen darin besteht, dass ein Phänomen erkenntnisleitend operabel gemacht wird, dessen Bedeutung nicht hinreichend erforscht ist und das folglich nicht richtig eingeschätzt wird. Die höhere Graduierung an den Universitäten der Frühen Neuzeit ist ein vornehmlich zwischen soziokulturellen und sozioökonomisch-institutionellen Praktiken changierendes Phänomen. Die angesprochenen ungarländischen Studenten zum Beispiel haben diesen Schritt nicht aufgrund irgendwelcher Bildungsdefizite gescheut, sondern weil sie ihn schlichtweg nicht bezahlen konnten und es in Ungarn (anders als offenbar in einigen mitteldeutschen Städten und Territorien) finanzielle Förderungen dafür nicht gab. Wählt man also die Graduierung zum gruppenkonstituierenden Merkmal kollektivbiografischer Untersuchungen, dann werden damit in erster Linie Daten und Erkenntnisse auf den damit verbundenen Wissensfeldern erzeugt. Wissenschaftsgeschichtliche Erkenntnisinteressen, die in diesem Buch überwiegen, werden nur in zweiter Linie, ausschnittshaft, unscharf und jedenfalls unvollständig bedient. Infolgedessen bleibt nicht nur die theologische Profilbildung insgesamt fragmentarisch, sondern insbesondere auch die sehr wünschenswerte Anwendung quantitativer Methoden zur Erforschung der „theologischen Prägekraft der graduierten Absolventen“ (S. 49) im (II) theologiegeschichtlichen Abschnitt des Buches von vornherein versagt. Das Grundmaterial in Form der theologischen Profile ist dafür zu inkonsistent.

Fazit: Nein, die angestrebte „Verbindung von sozial- und kultur- sowie kirchen- und theologiegeschichtlichen Ansätzen und Arbeitsweisen“ (S. 28) ist in diesen Buch

nicht oder allenfalls ansatzweise gelungen, weil die „theologiegeschichtlichen Ansätze“ von vornherein die interpretatorischen Leitlinien vorgeben und alle anderen Ansätze überdecken. Zudem werden die enormen Erkenntnismöglichkeiten quantitativer und kollektivbiografischer Methoden nicht ausgeschöpft, die die Perspektiven in Balance hätten bringen können und grundsätzlich auch vor einer Überschätzung des Forschungsgegenstands schützen. Die höhere theologische Graduierung war in der Frühen Neuzeit ein Randphänomen. Trotz besonderer Bedingungen und etwas höherer Zahlen gilt das auch für Wittenberg. Wenn Theologiestudenten überhaupt einen akademischen Grad erwarben, dann war das für gewöhnlich der eines Magisters, der im Untersuchungszeitraum fast circa 6 800 Mal vergeben wurde. Es ist sicher richtig, die Gruppe der 165 Graduierten als eine „schmale, sozial-exklusive Leitungselite“ (S. 29) zu begreifen. Aber „schmal“ ist das Wort, auf das es dabei vor allem ankommt. Im Übrigen taugt die titelgebende Formulierung „Theologiae Alumni Vitebergenses“ nicht als trennscharfe Definition für die Graduierten, denn auch die Tausenden von Theologiestudenten, die in Wittenberg ihre Ausbildung erhielten, ohne einen theologischen Grad zu erlangen, können so genannt werden.

Gleichwohl liegt ein überaus fakten- und facettenreiches Buch mit vielen sehr lesenswerten Partien vor, das ungemein zum Nachdenken und auch zu hoffentlich konstruktiv wirkendem Widerspruch anregt. Vermutlich ist das gar nicht einmal das Schlechteste, was man über ein solch herausforderndes Buch sagen kann, das trotz aller Kritik aufgrund der vorzüglichen Biogramme, der theologiegeschichtlichen Analysen und nicht zuletzt auch der erstmaligen dokumentarischen Aufbereitung der zur Erforschung der theologischen Graduierung an einer Schlüsseluniversität der Frühen Neuzeit vorhandenen Daten einen bleibenden Wert haben wird. Vielleicht ist es aber klüger, bei künftigen Unternehmungen dieser Art, personengeschichtliche Dokumentation und darauf aufbauende, möglichst ausgewogen zu konzipierende Studien voneinander zu trennen. Dann passt beides gewiss auch besser zwischen zwei Buchdeckel. Jedenfalls sollte es nicht Schule machen, dass bei Büchern solchen Umfangs auf ein Literaturverzeichnis verzichtet wird. Und dass acht Tabellen über die kollektivbiografischen Daten im Umfang von 63 Seiten nur als PDF-Datei über die Verlags-homepage abrufbar sind, erfüllt nicht die Erfordernisse der Langzeitsicherung von Forschungsergebnissen.

Wien

Ulrich Rasche

**FANNY MÜNNICH, Der sächsische Adel an den Universitäten Europas. Universitätsbesuch, Studienalltag und Lebenswege in Spätmittelalter und beginnender Frühneuzeit (Quellen und Forschungen zur sächsischen und mitteldeutschen Geschichte, Bd. 45), 2 Teilbde., Franz Steiner Verlag, Leipzig 2020. – 1 351 S., geb. (ISBN: 978-3-515-12546-8, Preis: 220,00 €).**

Vormoderne Studenten haben in den letzten Jahrzehnten vermehrt das Interesse der Forschung gefunden. Besonders wirkmächtig war hierbei die Habilitationsschrift von RAINER CHRISTOPH SCHWINGES zu deutschen Universitätsbesuchern des 14. und 15. Jahrhunderts (Stuttgart 1986). Nicht zuletzt angeregt von dieser grundlegenden Studie erschienen Arbeiten, in denen sozial und landsmännisch konstituierte Gruppen an einzelnen Universitäten oder die Studenten aus bestimmten Regionen im Mittelpunkt standen. Zu adligen Besuchern der Hohen Schulen fehlte es mit Ausnahme der wichtigen Studie von RAINER ALBERT MÜLLER zur Universität Ingolstadt (Universität und Adel, Berlin 1974) bisher an Arbeiten, die sich in monografischer Form dieser Thematik annahmen.